

IMPRORITUS UND HETEROECHIE

Improvisation und Klangfarbe als Herausforderungen für den evangelischen Gottesdienst und die liturgische Arbeit

Alexander Deeg

Das Fachgespräch 2017 des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD, organisiert und im Wesentlichen moderiert von Uwe Steinmetz, hat Jazz nach Leipzig gebracht, Jazz zum Thema gemacht und Jazz in Konzerten und Gottesdiensten hörbar werden lassen (und in Veranstaltungen, die sich der klaren Unterscheidung von *Konzert* oder *Gottesdienst* entzogen und gerade so das Potential von *Sacred Music* erlebbar machten). Es ging aber keineswegs nur um Jazz und seine Chancen für die Kirche. Mit dem Jazz und herausgefordert und angeregt durch den Jazz ging es darüber hinaus um die grundlegende Frage, wie eigentlich evangelischer Gottesdienst klingt und klingen könnte. Und noch grundlegender wurde die Frage ventiliert, inwiefern die »Musiksprache und Musizierhaltung« des Jazz und vor allem die Improvisation als herausragendes Kennzeichen des Jazz das Geschehen der Liturgie in einem neuen Licht sehen hilft. Ist Gottesdienst Improvisation in Analogie zum Jazz?

I. EINE FUNDAMENTALLITURGISCHE PERSPEKTIVE – DER GOTTESDIENST ALS IMPRORITUS

Um den evangelischen Gottesdienst zu beschreiben, habe ich vor einigen Jahren von der Grundspannung und dem bleibenden und unlösbaren Miteinander von *Wort* und *Kult* gesprochen und den evangelischen Gottesdienst als *WortKult in der Erwartung des WORTES* bezeichnet.¹ Ich könnte – im Kontext der Beiträge dieses Buches – auch von der Spannung von *Improvisation* und *Ritual* sprechen und dann vom *ImproRitus in der Erwartung des WORTES*. Was aber wäre dadurch jenseits der Generierung

¹ Vgl. Alexander Deeg, *Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik*, APTLH 68, Göttingen 2012.

eines etwas bemühten Neologismus (und dann auch noch mit einer immer affektiert wirkenden Binnen-Initiale!) gewonnen? Vielleicht ja doch ein Gegenmittel gegen einen vielfach wahrnehmbaren *clash of liturgical cultures and paradigms*, der sich auf die liturgiewissenschaftliche und liturgisch-praktische Diskussion problematisch ausgewirkt hat. Teilweise wurden binäre Oppositionen groß gemacht und ein klarer Dualismus vertreten: Zweite Gottesdienstprogramme wurden gegen tendenziell veraltete erste ausgespielt, neue Formen gegen alte, lebendige Gottesdienste gegen vermeintlich verstaubte: Entweder du feierst traditionell und irgendwie rituell oder du feierst in freien und lebendigen Formen; entweder du feierst mit Orgel oder du feierst mit Band bzw. Gitarre, entweder du feierst in der üblichen Struktur der Messform oder du feierst in einer Sandwich-Struktur der Liturgie, in der Wort-Teile immer wieder durch Musikstücke unterbrochen werden, entweder du lässt alte Choräle singen oder Neues Geistliches Lied, entweder du kommst dem Leben der Menschen heute entgegen oder du schottest dich ab in deine ästhetisch-liturgische Sonderwelt und bemäntelst den Wirklichkeitsverlust durch den Verweis auf die Bedeutung der *Traditionskontinuität* der Liturgie.² Die Liste dieser die liturgische Wirklichkeit problematisch verkürzenden Dualisierungen ließe sich noch eine ganze Weile verlängern. Erstaunlich ist: Trotz der praktisch-theologischen Wiederentdeckung der Ritualität, die im evangelischen Bereich spätestens mit Werner Jetter einsetzt,³ erschien für manche Praktikerinnen und Praktiker »Ritus« und »Ritualität« als problematisch und als das, was eine gute evangelische Gottesdienstgestaltung hinter sich lässt. Die Kehrseite dieser Entwicklung wurde vielfach beschrieben und beklagt. Sie liegt in der Verwortung des evangelischen Gottesdienstes; sie zeigt sich dort, wo dieser verplappert wird und liturgische Moderatoren sich immer mehr in den Mittelpunkt rücken. Sie wird erkennbar im Verlust von Stille und in der Orientierung am Event.⁴

² Dieser Begriff wurde von Klaus Raschzok in die Diskussion gebracht; vgl. Ders., *Traditionskontinuität. Praktisch-theologische Einsichten zu Kirchenraum und Gottesdienst*, Leipzig 2014.

³ Vgl. Werner Jetter, *Symbol und Ritual. Anthropologische Elemente im Gottesdienst*, Göttingen 1977.

⁴ Vgl. Fulbert Steffensky, *Schwarzbrot-Spiritualität*, Stuttgart 2005, 85f.: »Die Pfarrer predigen nicht nur auf der Kanzel. Sie begrüßen und hängen an ihre bescheidenen Sonntagsscherze noch eine kleine Besinnung. Sie verabschieden sich wortreich und oft banal. Sie haben eine Taufe, und es gibt eine neue Predigt. Es mag sein, dass es bei den Gemeinden gut ankommt, wenn der Gottesdienst auf diese

Und sie ist keineswegs nur ein evangelisches Problem. Marcus König und Paul Zulehner diagnostizierten schon vor einigen Jahren einen »liturgischen Sprachkrebs« in Katholischen Gottesdiensten, der die Gemeinde beständig pädagogisch aufkläre oder moralisch anfeuere.⁵

Gegen diese Dualisierung gilt es festzuhalten: *Jeder* Gottesdienst verbindet beides: Wort und Kult, Improvisation und Ritualität – und es wäre für *jede* Gottesdienstgestaltung wichtig, sich dies bewusst zu machen und das Potential der beständigen wechselseitigen Unterbrechung (des Ritus durch die Improvisation – und der Improvisation durch den Ritus) wahrzunehmen. Die Dimension der Improvisation bedeutet die Chance, die Gefahr der Erstarrung, die in jedem Ritual liegt, zu verhindern. Und umgekehrt bedeuten Rituale die Möglichkeit, tragende und nicht selbst jeweils neu hervorgebrachte Gestalten zu erfahren, jenseits individueller Spontaneität *gemeinsam* zu handeln und so das Miteinander der Feiern- den überhaupt erst zu ermöglichen.⁶

Wie die beiden Begriffe »Wort« und »Kult«, so sind auch »Improvisation« und »Ritualität« relative, nicht absolute Gegensätze. Beim Jazz lässt sich genau dies erkennen: Improvisation meint weder Regellosigkeit noch Traditionslosigkeit. Wer improvisieren will, muss die »Standards« so souverän beherrschen, dass er oder sie in der Herausforderung des Moments zu Neuem in der Lage ist (und nicht nur Konventionelles wiederholt). Und umgekehrt gilt: Wer einen Ritus anleitet oder an ihm teilhat, verändert die überlieferte Gestalt durch die jeweils neue Inszenierung mit seinem/ihrer eigenen Körper, in dem gegebenen Raum, in der face-to-face-Begegnung mit den weiteren Anwesenden, in der spezifischen Zeit und Situation.

Eine bittere Erkenntnis im Blick auf den evangelischen Gottesdienst könnte lauten: Vielleicht geht ihm manchmal *beides* verloren: Ritualität und Improvisation. Dann nämlich, wenn er zu einer vom Liturgen oder von der Liturgin vielleicht sogar mit großer Liebe vorbereiteten und

Weise familiarisiert und verplappert wird. Aber das Schweigen geht verloren. Es wird erstickt im Müll des Dahergesagten. Es geht das verloren, was zum Wesen des Gottesdienstes gehört: die Anbetung.«

⁵ Marcus König, Wir haben die Herrlichkeit Gottes gesehen. Woran Gläubige in Wien heute die Qualität einer Sonntagsmesse festmachen. Ermunterungen für ein Liturgie-Qualitätsmanagement, Diss.masch., Wien 2004 [<http://www.univie.ac.at/ktf/content/site/pt/forschung/abgeschlosseneprojekte/article/1303.html>], 256f.

⁶ Vgl. dazu vor allem die Überlegungen von Julia Koll in diesem Band: Dies., Die rituelle Dynamik des Jazz.

minutiös schriftlich festgehaltenen Abfolge von vielen Worten wird, die dann im Gottesdienst verlesen werden, ohne dass im Zeitraum der gemeinsamen Feier die Worte und Zeichen des Ritus und die Improvisation im Wechselspiel mit der Gemeinde zu einer – wie Schleiermacher sagen würde – »zweckfreien Mitteilung und Darstellung von Religion«⁷ oder – wie Barth vielleicht meinen würde – immer neuen Erwartung des Ereignisses des Wortes Gottes⁸ werden.

2. DIE KLANGFARBE DES (EVANGELISCHEN) GOTTESDIENSTES – DER GOTTESDIENST ALS HETEROECHIE

Liturgisch, liturgiewissenschaftlich und theologisch lag der Fokus der Beschäftigung lange Zeit auf Worten und Texten. Die Einsicht in die Bedeutung von Klang und Geräusch ist demgegenüber weit jünger. Sie ist vor allem ein Kind der sogenannten ästhetischen Wende in der Praktischen Theologie – und sie ist nach wie vor weit davon entfernt, bereits zu einer Leitkategorie geworden zu sein.

2003 schrieb Joachim Kunstmann: »Klänge und Geräusche sind philosophisch und theologisch immer als untergeordnet und nachrangig behandelt worden. Offensichtlich ist vor allem die Musik, die einen so mächtigen Eindruck auf den Hörenden machen kann, ein unverstandenes und auch kaum beschreibbares Phänomen für das Denken geblieben.«⁹

Die Kirche des Wortes hat den »Klang des Wortes«¹⁰ erst spät erkannt. Evangelische Theologie, die von der *fides ex auditu*, vom Glauben aus dem Hören, weiß, hat sich mit dem *Phänomen* des Hörens erst spät beschäftigt.¹¹ Und dabei gilt: Wenn im Anfang das Wort war, dann war im Anfang auch der Klang des Wortes.¹²

⁷ Michael Meyer-Blanck, Liturgie und Liturgik. Der Evangelische Gottesdienst aus Quellentexten erklärt, Göttingen 2009, 189.

⁸ Vgl. Alexander Deeg, Von der vierfachen Gestalt des Wortes Gottes. Eine evangelische Perspektive zur Frage nach der Christusgegenwart in der Verkündigung der Schrift, in: LJ 67 (2017), 29–46.

⁹ Joachim Kunstmann, Stimmung und Klang. Zu einer Praktischen Theologie des Gehörs, in: PTh 92 (2003), 218–227, 218.

¹⁰ Vgl. Johannes Block, Der Klang des Wortes. Die Lesung im Gottesdienst als dramaturgische Gelegenheit, in: MuK 80 (2010), 84–94.

¹¹ Vgl. Ulrich Lincoln, Die Theologie und das Hören, HUT 65, Tübingen 2014.

¹² Vgl. Block (Anm. 10), 84.

Martin Luther wusste darum. So gerne und so viel er auch geschrieben hat und so sehr seine Zeit der Beginn der »Gutenberg-Galaxis« war,¹³ so wusste er doch um die Bedeutung des Mündlichen, der Stimme und des Klanges. Das Evangelium ist nach Luther bekanntlich nicht Text, sondern »gut geschrey«: »Evangelium ist ein griechisch Wort und heisset auf Deudsch gute Botschafft, gute Mehre, gute Newe Zeitung, gut Geschrey, davon man singet, saget und fröhlich ist.«¹⁴ Gegen das kulturell im Mittelalter erst entwickelte *leise* Lesen betonte Luther die Notwendigkeit, das biblische Wort (auch bei der individuellen Lektüre) *laut* zu lesen, damit es in seiner Klanggestalt hörbar werde.¹⁵ Das laut gelesene Wort ist und wird zu einem Phänomen der *Resonanz*.¹⁶ Das äußere Wort trifft den Menschen, berührt ihn - und dieser kann nicht anders, als zu reagieren und (wenn es gut geht) mitzuschwingen. Glaube lässt sich als Resonanzphänomen beschreiben.

Ein Gottesdienst, in dem es um diesen Glauben geht, ein in diesem Sinne (und nicht im konfessionellen!) *evangelischer Gottesdienst*, lässt sich daher angemessen nur als *Klangphänomen* bestimmen. Er ist Klangraum des lebendigen Gottes¹⁷ und so Resonanzraum des Glaubens. Ähnlich formuliert dies auch Christian Lehnert:

»Dem Gottesdienst nah verwandt ist die Musik. Beide greifen in der unerklärlichen Kraft ihrer Wirkung, ihrem Fluß aufs Kommende hin, das sich vom Gewesenen her darstellt, auf vorbewußte Berelche [...] im einzelnen Menschen zurück [...]. Der Gottesdienst wird, wenn er denn zur Erscheinung kommt unter dem Ballast sekundärer Sprechakte und ideologischer Vergewisserungen, zunächst als Fluß wahrgenommen,

¹³ Vgl. zum Begriff Marshall McLuhan, *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Düsseldorf 1968.

¹⁴ WA.DB 6, 3, 23-25.

¹⁵ Vgl. Martin Nicol, *Meditation bei Luther*, Göttingen 2019, 73-81. Nicol erkennt, dass die »stimmhafte Rezitation von Texten während der Meditation« bei Luther »dazu beiträgt, dem Wort Gottes die ihm gemäße Objektivität zu belassen; sie ist eine Form der Garantie dafür, daß wir beim Meditieren tatsächlich Gott und nicht - wenn auch auf Umwegen - letztlich wieder uns selbst oder dem Teufel begegnen« (79).

¹⁶ Vgl. zu dem Resonanz-Begriff bereits Kunstmann (Anm. 9), 224; vgl. gegenwärtig vor allem Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016.

¹⁷ Vgl. Peter Bubmann, *Klangräume des Heiligen. Herausforderungen für die Kirchenmusik in einer pluralen Gesellschaft*, in: *DtPfrBl* 101 (2001), 237-241; Martin Nicol, *Klangraum Gottesdienst. Imaginationen mit Links zur Praxis*, in: *MuK* 83 (2013), 24-30.

der allerlei Unerklärliches, ureigen Fremdes aus der Tiefe heraufspült, sein Gefälle bildet sich im Gehör.«¹⁸

Wenn daher über Gottesdienst und Musik nachgedacht wird, dann besteht zwischen beiden mehr als nur eine Beziehung der Analogie. Gottesdienst *ist* Musik, *ist* Klang. Dazu gehört daher auch weit mehr als die Reflexion auf die Kirchenmusik und die musikalische Dramaturgie der Liturgie. Auch der Klang des Raumes und der Menschen darin, der Klang der Stimmen, das, was Mikrophone leisten oder kaputt machen, das Husten und Räuspern der Gemeinde, das Rascheln von Papier, das Läuten der Glocken sind wahrzunehmen.¹⁹ Für die liturgiewissenschaftliche und praktische Arbeit am Gottesdienst, wird es vor allem darum gehen, dem *Klangphänomen Gottesdienst* in umfassenderer Weise, als dies bisher meist geschieht, gerecht zu werden.

Theologisch lautet die entscheidende Frage dann: Wie eigentlich wird der Gottesdienst zu einem Klangphänomen, das den Klang des äußeren Wortes inmitten der Klänge dieser Welt hörbar macht? Den Klang des Evangeliums inmitten der Stimme und Töne unserer Zeit? Viel genutzt wurde in den vergangenen Jahren der Foucaultsche Begriff der *Heterotopie*.²⁰ Es gibt *andere Orte* inmitten unserer Orte. Bereits Michel Foucault verband ihn mit der Heterochronie: An diesen anderen Orten gelten auch andere Zeiten und wird die Zeit anders erfahren. Von einer *HeteroEchie* (von gr. ēchos, Klang) hat Foucault meines Wissens nicht gesprochen – vielleicht auch, weil der Begriff durch die beiden aneinander stoßenden Vokale »o« und »e« nicht sonderlich gut klingt. Aber es erscheint evident, dass andere Orte auch durch einen anderen Klang gekennzeichnet sind: der Friedhof inmitten der Stadt, Theater oder Kino – und selbstverständlich auch Gottesdienste. Das wird evident, sobald Menschen einen Kirchenraum betreten und die »Anmutung« des Raumes zu einer anderen Art zu sprechen führt (oder Menschen gleich zum Schweigen bringt). Das

¹⁸ Christian Lehnert, *Der Gott in einer Nuss. Fliegende Blätter von Kult und Gebet*, Berlin 2017, 196.

¹⁹ Christian Walti, *Gottesdienst als Interaktionsritual. Eine videobasierte Studie zum agendenfreien Gottesdienst im Dialog mit Mikrosoziologie und Liturgischer Theologie*, APTLH 87, Göttingen 2016, hat überzeugend auf die vielen »Kleinigkeiten« hingewiesen, die das Phänomen Gottesdienst prägen.

²⁰ Vgl. Michel Foucault, *Von anderen Räumen*, in: Jörg Dünne (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2006, 317–329.

zeigt sich dort, wo Kirchenräume in ihren unterschiedlichen Akustiken bewusst hörbar gemacht werden – wie dies in einem 2018 entwickelten Internet-Projekt der VELKD geschieht.

Die oben angedeutete theologische Frage lautet demgegenüber aber: Wie kann der Gottesdienst zu einem Klangphänomen werden, das den *anderen Klang Gottes* auf dieser Welt hörbar macht? Die »lieblich[en] ... Füße der Freudenboten« (Jes 52,7), die »Stimme meines Freundes« (Hld 2,8), das »neue Lied« (Ps 149,1 u. ö.), das »englische« »Fürchte dich nicht« ...

Matthias Krieg erkennt die Möglichkeit, durch Jazz im Gottesdienst den immer gleichen Klang der Konvention zu unterbrechen. Jazz bringe »*blue notes* und *offbeats* in die Ordnung klerikalen Getriebes und herrlichen Dreck in die Harmoniesucht biederer Frömmigkeit.«²¹ Und Improvisation könne, so Krieg, »das Unabsehbare und Unberechenbare, das Riskante und Prekäre des Lebens in den Gottesdienst bringen« und so zur »Wegbereiterin des Geistes« werden.²²

Freilich: Das kann keineswegs *nur* Jazz. Das kann auch das mit Sorgfalt gestaltete Ritual, das in seiner Eigenzeit und Eigensprachlichkeit den Alltag unterbricht.²³ Das kann die Stille, nach der sich – empirischen Untersuchungen zufolge – viele Menschen im Gottesdienst sehnen.²⁴ Das kann ein Choral von Paul Gerhardt und ein biblischer Psalm. Vielleicht kann das sogar eine Predigt, die überraschend Gottes neue Welt inmitten der alten nicht nur »verstehen«, sondern vielleicht sogar erfahren lässt. Ob ein »Klang« im Gottesdienst *HeteroEchie* »ist«, kann niemand sagen. Aber Klänge können als dieser andere Klang erlebt und erfahren, also rezipiert werden. Machbar ist der andere Klang daher nicht, aber zweifellos arbeitet ihm alles zu, was die vielfach beklagte Konventionalität und das endlose Gerede, mit dem evangelischer Gottesdienst in der Wahrnehmung leider auch verbunden ist, unterbricht.

²¹ Matthias Krieg, Turning Point. Was der Gottesdienst vom Jazz lernen kann, in: Julia Koll/Uwe Steinmetz (Hg.), Jazz und Kirche. Philosophische, theologische und musikwissenschaftliche Zugänge, Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 29, Leipzig 2016, 65–95, 73.

²² A. a. O., 74.

²³ Vgl. Martin Nicol, Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst, Göttingen 2011, 43–64.

²⁴ Vgl. Uta Pohl-Patalong, Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst, Stuttgart 2011, 149–154.

3. PRAKTISCHE FOLGERUNGEN

3.1 Agende zwischen Ritus und Improvisation

In den evangelischen Kirchen in Deutschland stehen wir gegenwärtig vor der Aufgabe, einen Weg hin zu einem neuen *Evangelischen Gottesdienstbuch* zu gehen. Das bisherige ist etwa 20 Jahre alt – und eigentlich wäre es längst nötig gewesen, konsequente Schritte in die Richtung des Neuen zu unternehmen.²⁵

Das Evangelische Gottesdienstbuch ist einen Weg gegangen, der leitend an der *Struktur* orientiert war. Diese analytische Kategorie verhalf dazu, die faktische Vielfalt der evangelischen Gottesdienste integrierbar zu machen.²⁶ Der hochkirchliche Gottesdienst wie der Jugendgottesdienst irgendwie laufen sie alle zwischen Eröffnung und Anrufung, Verkündigung und Bekenntnis, evtl. noch Abendmahl sowie Sendung und Segen ab. In diese Struktur fügen sich auch die Gottesdienste von der Zeit der Alten Kirche bis heute – und quer durch die christliche Ökumene.

Freilich: Schon früh wurde kritisiert, dass damit nur ein äußerst formaler Begriff gefunden wurde, der dem Gottesdienst und vor allem dem Gottesdienensterleben so nicht entspricht. Gottesdienste werden nicht als *Strukturen* erlebt, sondern – so mein terminologischer Vorschlag – als *Klangräume*.

Für ein künftiges Evangelisches Gottesdienstbuch erscheint mir die Weiterarbeit an dieser ästhetischen Beschreibung hilfreich. Was aber bedeutet das für die Gestalt einer neuen »Agende«?

Einen interessanten Schritt in diese Richtung erkenne ich in dem, was die Lutheraner in den USA in ihrem Renewing-Worship-Projekt im vergangenen Jahrzehnt vorgelegt haben. »Evangelical Lutheran Worship«²⁷ führt zehn verschiedene »Settings« des eucharistischen Gottesdienstes vor, die sich *nicht* in der Struktur unterscheiden, sondern in geringerem Umfang in der textlichen, vor allem aber in der musikalischen

²⁵ Als ein erster Schritt wurde rund zehn Jahre nach Erscheinen des EGb eine Rezeptionsstudie erstellt, vgl. Claudia Schulz/Michael Meyer-Blanck/Tabea Spieß (Hg.), Gottesdienstgestaltung in der EKD. Ergebnisse einer Rezeptionsstudie zum »Evangelischen Gottesdienstbuch« von 1999, Gütersloh 2011.

²⁶ Damit entspricht das Ziel durchaus dem, was ich in meinem ersten Punkt benannt habe: Das weitere Auseinanderfallen der evangelischen Gottesdienste sollte durch eine formale Beschreibungs- und Analysekatgorie verhindert werden.

²⁷ Minneapolis (MN) 2006.

Ausführung. Es werden – anders formuliert – zehn *Klanggestalten* des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes geboten, bei denen Elemente verbunden werden, die dem Gottesdienst in diesem »Setting« von Anfang bis Ende eine bestimmte Gestalt geben. Die Idee ist: Ich springe als Liturg nicht munter hin und her zwischen einer recht traditionellen Eröffnung, einem Taizé-Kyrie und einem musikalisch ganz anders gestalteten Abendmahl, sondern bleibe (für diesen Gottesdienst) bei dieser Klanggestalt.

Es könnte sich lohnen, solche Klanggestalten auch für die evangelischen Gottesdienste in Deutschland zu komponieren – freilich so, dass diese Kompositionen zugleich liturgische Improvisationen ermöglichen. Ein neues Gottesdienstbuch/eine neue Agende würde dann so etwas wie die Liturgie-Standards bereitstellen, die in den Gemeinden improvisierend jeweils neu werden.

3.2 Liturgical Music und Sacred Music

Uwe Steinmetz unterscheidet *Liturgical Music* und *Sacred Music*. Ist die erste im Gottesdienst zu Hause und bestimmt die liturgischen Klangräume, so findet die andere jenseits liturgischer Settings statt, nimmt aber Motive und Traditionen aus der Welt der Religionen und aus dem Gottesdienst der Kirchen auf. Es ist Musik, die von vielen als »religiös« erlebt und (gleichzeitig) von den Künstlern als religiös verstanden werden kann. Die Fachtagung hat eindrucksvoll gezeigt, wie vielfältig Musikerinnen und Musiker jenseits der eingefahrenen Wege traditioneller Kirchenmusik in religiösen Suchbewegungen unterwegs sind. Gottesdienste können nur davon profitieren, Musiker einzuladen, die nicht schon immer im gottesdienstlichen Klangraum unterwegs sind. Gottesdienste gewinnen so die Chance, jenseits kirchlicher Konvention neue Klänge hörbar werden zu lassen, die musikalische Konvention durchbrechen und (so Gott will) für Feiernde dazu führen, eine »Sprache« zu hören, »die ich bisher nicht kannte« (Ps 81,6).

3.3 Das Wechselspiel von Wort und Musik

Vor allem Matthias Krieg beschreibt in seinem Beitrag zu diesem Band verschiedene Möglichkeiten, Wort und (Jazz-)Musik im evangelischen Gottesdienst miteinander zu verbinden.²⁸ Endlich überwunden werden müsste die liturgie-strukturelle Vorstellung, als wechselten sich im

²⁸ Vgl. Matthias Krieg, *Improvisation im Jazz-Gottesdienst. Eine kleine Typologie.*

Gottesdienst Musik-Blöcke und Rede-Blöcke ab. Manche Liturgen danken noch immer ihren Organisten oder Kirchenmusiker für die musikalische »Ausgestaltung« oder gar »Ausschmückung« des Gottesdienstes. Dass Wort und Musik im Klangraum des Gottesdienstes miteinander agieren und gerade so die Gemeinde zu Mitspielern im liturgischen Spiel machen, kann neu entdeckt werden. Jazz im Gottesdienst ist aufgrund seines Grundcharakters der Improvisation eine hervorragende Möglichkeit dazu.

3.4 Liturgische Haltung

Immer wieder taucht in den Beiträgen dieses Bandes der Begriff der *Haltung* auf. So etwa bei Julia Koll:

»Die improvisatorische Haltung zwischen Aktivität und Rezeptivität ähnelt der gläubigen. Zugleich gelassen und erwartungsvoll, ganz bei sich und mit offenen Ohren einander zugewandt, immer gespannt auf Andere und Anderes und bereit, sich vertrauensvoll einzulassen: Ein solches Gegenwärtigsein entspricht einer religiösen Wachheit, die mit der – wie auch immer symbolisch gestalteten – Gegenwart Gottes rechnet.«²⁹

Der Begriff *Haltung* ist schwer zu definieren und changiert zwischen (individueller) Einstellung und (überindividueller) Tugend, zwischen Unbewusstem und Bewusstem, zwischen Innerlichem und Körperlich-Leiblichem.³⁰ Im Grimmschen Wörterbuch³¹ finden sich zehn verschiedene Bedeutungen des Wortes »Haltung«. Die hier interessierende wird als dritte aufgeführt: »[...] sehr häufig und namentlich in der modernen sprache hat sich haltung [...] in der bedeutung des verweilens in einem zustande, einer bestimmten geistigen richtung ergeben«. Haltung sei

²⁹ Julia Koll (Anm. 6).

³⁰ Es gibt die Versuche, *Haltung* mit »Tugend« bzw. »Habitus« identisch zu erklären, was aber jeweils Aspekte des semantischen Raums des Wortes *Haltung* unberücksichtigt lässt. Vgl. insgesamt auch Frauke A. Kurbacher/Philipp Wüschner (Hg.), *Was ist Haltung? Begriffsbestimmung, Positionen, Anschlüsse*, Würzburg 2016.

³¹ Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 10, hier zitiert nach der Online-Fassung: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&hitlist=&patternlist=&lemid=GH01626#XGH01626 [Zugriff vom 26.02.2018].

»sowol körperlich« als auch als Widerspiegelung »einer seelischen und geistigen thätigkeit« zu verstehen.³²

Entscheidend für den Gottesdienst ist die Haltung, in der Liturginnen und Liturgen, Musikerinnen und Musiker und die gesamte Gemeinde den Gottesdienst feiern. Spule ich als Liturg einen Ablauf ab, der in meinem Ringbuch verzeichnet ist? Will ich als Musiker möglichst fehlerfrei spielen? Oder feiere ich in der Erwartung, dass *im* Geschehen des Gottesdienstes, im Klangraum von Worten und Tönen, in der Interaktion mit dieser Gemeinde etwas geschehen kann, was sich als unterbrechend und bewegend, verstörend und heilvoll erweisen kann? Diese Erwartung wird spürbar sein. Sie ist die Voraussetzung für ein Handeln, das zu einer einigermaßen paradoxen und in jedem Fall gebrochenen Präsenz führt – zu einer Gegenwart der liturgisch Agierenden, die nicht die eigene Person in den Mittelpunkt der Inszenierung rücken, sondern das, was sie selbst nicht machen können.

Mit der Improvisation im Jazz ist Präsenz notwendig verbunden. Der Philosoph Daniel Martin Feige schreibt: Bei der Improvisation geht es darum, »[i]m Moment des Vollzugs und aus diesem heraus einen sinnvollen ästhetischen Ausdruck zu schaffen.«³³ Dazu braucht es Übung, Konzentration, Offenheit und eine Haltung der Erwartung. Wahrscheinlich könnten sich unsere Gottesdienste durch die intensive Einübung und konsequente Pflege einer solchen liturgischen Haltung weit mehr verändern als durch viele Agenden, revidierte liturgische Texte oder neues Liedgut für die Gemeinde.

³² Bereits im Grimmschen Wörterbuch deutet sich dann auch eine weitere Verschiebung an: »gesteigert wird dann haltung auch [...] zu dem sinne festes, energisches verhalten«. Hier liegt zweifellos die Wurzel des leider auch sehr »preußische« konnotierten Begriffs der *Haltung*.

³³ Daniel Martin Feige, Jazz in der kirchenmusikalischen Praxis. Eine philosophische Analyse, in: Julia Koll/Uwe Steinmetz (Hg.), Jazz und Kirche. Philosophische, theologische und musikwissenschaftliche Zugänge, Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 29, Leipzig 2016, 41–54, 45.